

Claire Léost

DER SOMMER,
IN DEM
ALLES BEGANN

Claire Léost

DER SOMMER,
IN DEM
ALLES BEGANN

Roman

Aus dem Französischen
von Stefanie Jacobs
und Jan Schönherr

Kiepenheuer & Witsch

MONTPARNASSE-BIENVENÜE

Paris, 2015

⚡ Zwanzig Jahre lang hat Hélène keinen Fuß mehr in die Bretagne gesetzt, nicht einmal auf ihren Außenposten in Paris, die Gare Montparnasse. Sie kennt sämtliche Ausweichstrecken, um den Bahnhof und die angrenzenden Straßen zu meiden. Aus Angst, ein Gesicht, ein Akzent oder ein Geruch könnte sie anspringen. Zu viele Erinnerungen. Glückliche und dann weniger glückliche. Wut, die nach Asche schmeckt.

Saint-Germain, antwortet sie beiläufig, wenn sie gefragt wird, wo sie herkommt, und wechselt schnell das Thema. Als hätte es dieses Kapitel nie gegeben.

Und trotzdem.

Dort hatte alles angefangen und auch alles aufgehört. Und dorthin kehrt sie nun zum ersten Mal zurück. Montparnasse-Bienvenüe, steht auf dem Schild am Eingang der Metro. Bienvenue – herzlich willkommen? Das würde sich zeigen.

Nach den Ereignissen von damals war die Flucht die logische Konsequenz gewesen. Wenn die Katastrophe eintritt, wirkt das einst schier Unüberwindbare – das eigene Nest verlassen, Freunden und Familie Lebewohl

sagen und sich auf den Weg ins Unbekannte machen –
plötzlich ganz leicht, wie die Flaumfedern eines Vogels.

Aber zwei Tote, um eine echte Pariserin ohne Anhang
und ohne Akzent zu werden, das war ein hoher Preis.

LE BOIS D'EN HAUT

August 1994

⚡ Zwanzig Jahre zuvor, am Tag des Heiligen Fiacrius, verabschiedete sich Hélène in der Kapelle Notre-Dame-des-Cieux auf halber Höhe des Dorfes von ihren Toten. Zwei Beerdigungen an einem Tag, das hatte es in Bois d'en Haut mit seinen siebenhundert Seelen seit dem Krieg nicht mehr gegeben.

Jesses, was für ein harter Schicksalsschlag, hatte der Bürgermeister seufzend gesagt, dann hatte er Hélènes Großmutter zugewinkt und sich wieder zu den Männern in der Kneipe gesellt. Als hätte das Schicksal irgendetwas damit zu tun.

Irgendwie war es schon schade drum – zwei Beerdigungen direkt hintereinander, das bedeutete eine Gelegenheit weniger, sich ein paar Schnäpchen zu genehmigen. Der Sarg von Hélènes Vater, Eiche mit Zink-Beschlägen, stand vor dem von Marguerite, Mahagoni mit Messingbeschlägen. Die Gedanken der Witwe Tanguy, deren leichenwagenschwarzes Kleid wie eine Wurstpelle an ihr klebte, schwebten in der milden Spätsommerluft förmlich über der Gemeinde: *So ein edles Holz, selbst im Grab muss die sich noch wichtigmachen.*

Zuerst fand die Beisetzung von Hélénes Vater statt. In der Kirche, die voll war wie ein Korb Nüsse, sah Héléne ihre beiden Großmütter zum allerersten Mal wieder vereint. Alexine mütterlicherseits betete auf ihren Knien, zusammengesunken und von Schluchzern geschüttelt. Am anderen Ende der Bankreihe ihre Großmutter väterlicherseits, mit wächserner Miene und trockenen Augen, trotz der Wärme mit einem langen schwarzen Mantel über den Schultern. Sie würdigte Alexine keines Blickes, *eine Schande, sich hier vor allen so aufzuführen*, dachte sie wohl. Während der endlosen Predigt des Priesters standen Héléne und ihre kleine Schwester Françoise, jede mit einer Kerze in der Hand, steif wie zwei Leuchter neben dem Sarg und blickten ins Kirchenschiff.

Danach, in einer fast menschenleeren Kirche, folgte die Messe für Marguerite. In der ersten Reihe ihre Tochter Lilly, zehn Jahre alt und in einem fliederfarbenen Kleid, das sie extra für diesen Anlass gekauft hatten, und neben ihr Raymond, ihr Vater.

Weil sie das Stillsitzen nicht gewohnt war, ließ sie in regelmäßigen Abständen eine Murmel aus der Tasche fallen, bückte sich und angelte sie umständlich unter den Fußstützen hervor.

Héléne saß direkt dahinter, zusammen mit ihrer Mutter und einigen Schülerinnen und Schülern aus ihrer Klasse. Ihnen zuliebe hatte Raymond einer Trauerfeier im Dorf überhaupt zugestimmt. Aber gleich danach würde der Sarg eine weite Reise antreten.

Die Witwe Tanguy auf der anderen Seite des Mit-

telgangs versuchte gar nicht erst, ihre Freude zu verbergen: Endlich herrschte wieder Ordnung im Dorf. Um nichts in der Welt hätte sie sich dieses Ereignis und den Gesprächsstoff für Tratsch mit den Nachbarinnen entgehen lassen. »Wenn die mal eines Tages nicht hinter einem Sarg herläuft, liegt sie drin«, hatte Hélénes Mutter gemurmelt, die Nase im Messbuch.

Der Priester hatte die beiden mehr oder weniger identischen Predigten regelrecht heruntergeleiert und immer wieder Silben verschluckt, wie ein Schüler, der ein auswendig gelerntes Gedicht aufsagte, ohne wahrzunehmen, was die Wörter bedeuteten. Als er einmal ins Stocken geriet, hörte Héléne Marguerite förmlich seufzen und mit ihrer rauen Stimme sagen: *Deutlich sprechen, das ist nicht schwer, und achte auf Pausen, halte vor jedem Satz kurz inne und zähle, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig.*

Im Grunde genommen hatte niemand Lust, sich Zeit zu nehmen oder Gedichte zu rezitieren. »Bloß keinen Aufruhr«, sagte Hélénes Mutter zu ihrer Tochter auf dem Weg aus der Kirche. »Kein Gerede jetzt, das ist nicht der richtige Tag heute«, zischte auch ihre Großmutter. Der Regen sorgte dafür, dass sich das kleine Trüppchen in Windeseile zerstreute, und jeder ging nach Hause und verkroch sich wieder hinter seinen Mauern aus Granit oder Hohlblocksteinen, für den Fall, dass Marguerites Geist zurückkäme und Rechenschaft forderte.

»Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben«, hatte Raymond anstelle einer Verabschiedung gesagt und

mit dem Finger auf die Alteingesessenen aus dem Dorf gezeigt, dann war er mit Lilly in einen dicken SUV gestiegen und hinter dem Leichenwagen hergefahren, der sich auf den Weg nach Paris machte. Hélène, die dieser anklagende Zeigefinger quälte, sah die beiden Wagen und mit ihnen ihre Kindheit verschwinden. Sie hatte den ganzen Tag in einer Wolke aus Trauer und Scham verbracht, und jetzt blickte sie zu Boden und wartete nur auf den Moment, in dem sie ihre Zimmertür hinter sich schließen und ihren Tränen freien Lauf lassen konnte.

ES WAR DAS PARADIES

Alles geriet aus den Fugen, als Marguerite im Gymnasium von Bois d'en Haut ankam. So ziemlich genau zu der Zeit, als Hélènes Vater seine ersten Aussetzer hatte, im Sommer des Abiturs, dem Sommer, in dem sie sechzehn war. Die Alten sagen, es sei alles schon viel früher durcheinandergekommen, während des Kriegs, aber zu dieser Erkenntnis sollte Hélène erst viel später gelangen.

Ihr Vater sagt oft, kein Dorf besitze eine Seele wie ihres, und sie glaubt ihm und ist kein bisschen neugierig auf das Leben jenseits der Monts d'Arrée. Ihre Heimat, das ist nicht die anmutige Bretagne mit Meer und Möwen, den Gezeiten und dem Stechginster, der Salz und Sonne trotzt, nicht die Bretagne der Touristen und Segeljachten. Ihre Heimat, das ist das Landesinnere, die Bretagne der Kalvarienberge und Kapellen, mit moosbewachsenen Steinen, Farnkraut und Laubteppichen unter den Bäumen. Die Bretagne, in der man nicht Urlaub macht, das *primitive Gebein der Bretagne*, sagt ihr Vater oft, ohne dass sie genau weiß, was das heißen soll, Gebein. Primitiv dagegen, das wird sie schnell lernen.

Unterhalb des Gymnasiums, tief im Wald, fließt ein Bach, dessen Gemurmel man bei Wind bis ins Klassenzimmer hört. In Hélènes Klasse spricht niemand von

nachher, morgen oder später, so als hätte das Schicksal jedem bereits die Hand auf die Schulter gelegt: Die Söhne der Bauern werden sich auf den Höfen verdingen, die anderen werden das Heer aus Büroangestellten, Beamten, Handwerkern und Arbeitslosen vergrößern, die in der Gegend ihr Dasein fristen. Hélène als gute Schülerin wird die Uni in Brest besuchen und wie ihre Mutter Grundschullehrerin werden.

Eines sehr winterlichen Herbstmorgens jedoch taucht Marguerite auf. Burschikos kurzes Haar, zarte Armbänder an den Handgelenken. Eine zierliche Erscheinung in ihrem gemusterten Kleid.

»Mensch, glaubst du, das ist echte Seide?«, sagt eine Schülerin, die hinter Hélène sitzt. »Und hast du ihre Handtasche gesehen? Eine Hermès. Genau so eine hat Sophie Marceau auch!«

»Ruhe dahinten«, murmelt der Direktor und poliert seine Brille.

Er sieht seine neue Mitarbeiterin an, als wäre sie die Venus von Milo.

»Ich möchte euch Madame Renaud vorstellen, Dozentin für Literaturwissenschaften und aus Paris zu uns geschickt. Das ist eine Ehre für unsere Einrichtung und für Sie, liebe Schüler und Schülerinnen. Bitte zeigen Sie sich von Ihrer besten Seite!«

Von der ersten Unterrichtsstunde an nimmt Marguerite ihre Klasse für sich ein, erobert sie mit einer einzigen Handbewegung wie einst Cleopatra die römischen Legionen. Zu Beginn jeder Stunde dasselbe Ritual. Ganz

in Ruhe schlägt sie ihre Gedichtsammlung auf, scheint wie eine Naschkatze vor bunten Bonbongläsern einen Augenblick zu zögern, für welches sie sich entscheiden soll, bis plötzlich ihre Augen aufleuchten. Die ganze Klasse hängt förmlich an ihren Lippen. Man könnte eine Stecknadel fallen hören. Selbst der Faulpelz in der letzten Reihe hört auf, Papierflieger zu basteln oder Galgenmännchen zu malen.

In jeder Schulstunde ein Gedicht, das sie anschließend kommentiert. Einmal »Morgen, von der Dämmerung an« von Victor Hugo, und die Jugendlichen erfahren, dass der große Dichter auch Vater war, rasend vor Trauer, und teilen schweigend seinen Schmerz. In der Woche darauf rezitiert sie »Der Pont Mirabeau« von Apollinaire. Mit ihren sechzehn Jahren nehmen sie hinter ihren Worten den reißenden Schmerz der unglücklichen Liebe und die traurige Schönheit der Seine wahr, die sie nur aus dem Fernsehen kennen. Die meisten von ihnen waren noch nie im Theater. Also lässt Marguerite donnerstags wie von Zauberhand einen Reisebus kommen, und auf geht's nach Brest oder Quimper. Atrides, Molière und Beaumarchais, wir kommen!

Sie ist keine spröde, schroffe und frustrierte Lehrerin. Nein, sie ist eine Traumlehrerin, Herrscherin eines Landes, dessen Regeln nur sie bestimmt. Sie ist fröhlich, sie strahlt förmlich. Wenn sie allein vor der Klasse steht, wirkt es, als wäre sie viele. Sie lässt sich siezen, aber mit Vornamen ansprechen. Sie muss weder laut werden noch künstliche Distanz schaffen und wirkt kraftstrotzend

wie eine alte Eiche. Mit ihr sind die Autoren und Autorinnen keine einschüchternden Denkmäler mehr, sondern leben, lieben und leiden, sie werden Teil der Familie. Flaubert wird ein alter Onkel mit lüsterndem Blick, Stendhal der karrierebesessene Cousin.

Eines Tages schneidet Hélénes Vater die letzte Seite des *Télégramme* aus, ein Porträt des Schriftstellers Raymond Berger, dem Ehemann von Marguerite – *Stell dir vor, der tritt sogar im Fernsehen auf!* Héléne pinnt den Artikel an die Wand gegenüber ihrem Bett und hat nun allabendlich das Bild dieses Mannes vor Augen, durch den sie sich mit Marguerite verbunden fühlt. Auf dem Foto schaut er in die Kamera, und in seinem Blick liegt etwas Geheimnisvolles, das sie nicht greifen kann. Er ist verführerisch. Aber nicht so wie ihr Freund Yannick mit seiner jugendhaften Schönheit, seinem sanften und vertrauensvollen Blick. Nein. Er besitzt eine männliche Schönheit. Eine schmerzhaft und unzüchtige Schönheit. Marguerite spricht zwar nie darüber, aber aufgrund ihrer Gedichtauswahl vermutet Héléne, dass die Liebe ihr Lieblingsthema ist. *Wie alt ist sie?*, fragt ihr Vater. Was für eine seltsame Frage. Sie ist so alt wie alle Troubadoure, alle Poetinnen, sie ist tausend und zugleich zehn Jahre alt.

In diesem magischen Jahr entdeckt Héléne ein neues Land, bevölkert von Schriftstellern und Worten. Jedes Buch ist eine Schatzkiste. Sie will diese Welt bewohnen, die schon immer da war, zum Greifen nah, nur dass sie sie bisher nicht gesehen hat.

Eines Abends bittet Marguerite sie, nach dem Unterricht noch zu bleiben. Sie möchte mit ihr über den Concours General sprechen, einen Wettbewerb, der den Besten der Besten vorbehalten ist. Sie würde sich wünschen, dass Héléne sich darauf vorbereitet. Sie gibt ihr Zusatzaufgaben, trainiert sie wie eine Weltmeisterin: Erörterungen, Textkommentare, Resümees, Romane, Gedichte, Theater und Philosophie. Héléne versteckt die Bücher unter ihrem Kopfkissen, wartet, bis ihre kleine Schwester Françoise eingeschlafen ist, um mit der Taschenlampe zu lesen, bis der Schlaf sie übermannt. Im Bibliobus, der mobilen Bibliothek, die jeden Mittwoch im Dorf hält, fühlt sie sich wie ein Seemann auf seinem Schiff und will keinen Fuß mehr an Land setzen.

Jeden Freitag bringt Marguerite ihr einen Gedichtband mit, den sie übers Wochenende lesen soll. Da ist alles dabei, die Romantiker, die Symbolisten, die Surrealisten, das Hochmittelalter, ja sogar erotische Lyrik-Sammlungen. Marguerite hört ihr zu und ermutigt sie, erdrückt sie nicht mit ihrem Wissen. Dass eine Lehrerin einer Schülerin so viel Zeit widmet, kommt Héléne ganz normal vor, Lehrerin, das ist in diesem Fall eine Berufung, kein schnöder Brotjob wie für den Sportlehrer, der sich hinstellt und Gitanes raucht, während er die Klasse um den See herumlaufen lässt.

Nach dem Unterricht sieht Héléne ihr durchs Fenster nach, wie sie zierlich und auf hohen Absätzen den quadratischen Hof des Gymnasiums durchquert und hin und wieder über Löcher und Pfützen springt. Obwohl

es mit dem Concours General nicht geklappt hat, erklärt Marguerite ihr weiterhin den Dünkel bei Corneille und die Schwermut bei Baudelaire.

Nachdem sie eines Abends eine Stunde lang einen Text von Mallarmé zerpfückt haben, sagt sie zu ihr:

»Du bist nicht wie die anderen, du kannst eigenständig denken und wirst deinen Weg gehen. Du solltest fürs Abitur an eins der großen Pariser Gymnasien wechseln. Es wäre schade, wenn du hier bleiben und dein Talent vergeuden würdest. Ich helfe dir auch mit den Anmeldeformularen, wenn du willst.«

Hélène steckt die Nase in ihr Schulheft. Was für eine verrückte Idee. Sie war noch nie außerhalb der Bretagne. Nach Paris gehen, das wäre so ungefähr, als würde sie auf den Mond geschossen, das würde sie nicht überleben.

Das enge Verhältnis zu ihrer Lehrerin isoliert sie zunehmend vom Rest der Klasse. Die anderen langweilen sie mit ihren armseligen Ablenkungen: Punkrock, selbst gedrehte Zigaretten und Bier. Ihre simple Syntax, ihre nachgeplapperten Meinungen und die endlosen Klischees schmerzen Hélène wie aufgeschlagene Knie, seit sie in der Welt der Worte lebt. Als sie es einmal wagte, ihrem Freund Yannick zu sagen, seinen Sätzen mangle es an Musikalität, handelte sie sich damit einen halb ratlosen, halb resignierten Blick ein. Was bin ich doch manchmal für ein hochmütiges Dummerchen, sagt sie sich.

Yannick lässt sich Yannig rufen, seit er bei einem Pfadfinderlager entdeckt hat, dass er einem versklavten und

unterdrückten Volk angehört: den Bretonen. Er stammt aus Saint-Malo, wo seit dem Mittelalter kein Keltisch mehr gesprochen wird, und kann deshalb nicht auf seine Eltern zählen, um die Sprache seiner Vorfahren zu erlernen. Als er sich an Hélènes Mutter wandte, die im Dorf geboren wurde, antwortete die nur seufzend:

»Was hast du davon, Bretonisch zu lernen? Das sprechen ja nicht mal mehr die Alten. Vergeude nicht deine Zeit und lern lieber Englisch.«

Bretonisch-Kurse waren gerade sehr angesagt in der Gegend und zogen Jahr für Jahr mehr Interessierte an, die auf der Suche nach ihren Wurzeln und nach bretonischer Urwüchsigkeit waren. Hélènes Mutter wollte es ihren Kindern nie beibringen. Die Bretagne, in der man Bretonisch spricht, das erinnert sie an Winter ohne Heizung, Frostbeulen an den Zehen, strohgefüllte Holzschuhe und Plumpsklos auf dem Hof.

»Und außerdem hat es das Bretonisch, das man da lernt, so nie gegeben. Da haben sie einfach nur Walisisch mit ein paar anderen Dialekten vermischt und eine Art lokales Esperanto erschaffen.«

Keineswegs entmutigt, meldete sich Yannick beim Abendkurs in der Ecole Diwan an und saß nun in jeder Pause mit seinem Wörterbuch da, um hartnäckig diese Sprache zu entziffern, die so ganz anders war als die lateinischen.

»Wir holen uns unsere Identität zurück, Leute, nicht mehr und nicht weniger«, erklärt er seinen Kumpels nach dem Kurs.

An einem Wochenende begleitet H el ene ihn auf eine Besuchstour bei alten Leuten, um richtig ins Bretonische einzutauchen. Die Tour war schnell zu Ende:

»Ma! Unser Bretonisch ist das vom Bauernhof, dein Bücher-Bretonisch, das verstehen wir Alten doch gar nicht.«

H el ene hätte sich vor Lachen ausgeschüttet, hätte sie nicht die Enttäuschung in seinem Blick gesehen. Oder vielmehr die Verbitterung.

»Die verleugnen ihre Vergangenheit und ihre Heimat, so haben sie von Geburt an verinnerlicht, dass man Französisch sprechen muss, um zurechtzukommen. So, als hätten sie sich selbst einen Körperteil amputiert.«

Auf dem Schulweg hört sie sich höflich immer die gleiche Leier an. *Man hat uns unsere Identität gestohlen, wir leben auf besetztem Gebiet. Die Geschichte Frankreichs ist nicht unsere.* Erstaunt über dieses Interesse, das ihn so plötzlich gepackt hatte und nicht mehr loslie , sprach H el ene mit ihrem Vater, der sie beruhigte:

»Er sucht seinen Weg, ganz normal in seinem Alter, das legt sich wieder.«

Während der mündlichen Abiturprüfung spult sie ihr Referat ab, das sie tadellos vorbereitet hat und in- und auswendig kennt. Als die Prüferin aufsteht, um den Raum zu verlassen, lächelt sie ihr zufrieden zu und zieht die Augenbrauen hoch.

Im Hinausgehen wird ihr schlagartig klar, dass das Schuljahresende den Verlust ihrer Franz osischlehrerin bedeutet. H el ene hätte nicht gedacht, dass ihr dieses

vom Himmel gefallene Geschenk so schnell wieder genommen würde. Bei dem Gedanken, dass Marguerites Augen auf anderen Schülerinnen und Schülern ruhen werden, spürt sie Eifersucht in sich aufwallen.

Auf dem Rückweg von der Schule nimmt sie meistens einen Umweg durch den Wald. Im Dorf dreht sich alles um den Wald. Er ist der Rodung entkommen, weil er durch die vielen Felsbrocken nicht nutzbar ist. Im ganzen Waldgebiet liegen größere und kleinere Granitblöcke verstreut. Überall riecht es nach Farnen, Harz und Pilzen, überall hört man das Rauschen des Silberbachs, der wie ein Gebirgsbach von Felsen zu Felsen stürzt. Der Wald ist das Reich ihrer Großmutter Alexine, der Kräuterfrau, die kleinere und größere Wehwechen der Dorfbewohner mit ihren Suden aus Pflanzen, Wurzeln oder wundersamen Rinden heilte. Sie hat Hélène in die Geheimnisse des Waldes eingeweiht, ihr seine Kräfte und seine verborgenen Schlupfwinkel gezeigt.

An diesem Tag jedoch, enttäuscht bei dem Gedanken, einfach wieder ihr altes Leben weiterleben zu müssen, geht Hélène direkt nach Hause und lümmelt sich aufs Sofa, erschöpft und orientierungslos wie ein gestrandeter Seeotter im Kies. Im Fernsehen plaudern bildhübsche Teenagerinnen im Badeanzug unter der kalifornischen Sonne, mit glattem Haar und samtiger Haut, mit straffen Brüsten und endlos langen Beinen. Die Jungen umkreisen sie und Mädchen ebenfalls, in der Hoffnung, dass ein bisschen was von ihrer Schönheit auf sie abfärbt. Elegant stolzieren sie umher, und nach dem Sportunterricht sind

sie weder rot noch verschwitzt. Hélène sieht zu, wie sie sich zanken, sich in ihren Luxusvillen anschreien und wieder versöhnen. Ihr Leben wirkt so leicht, so fern von Langeweile und Enttäuschungen. Zum ersten Mal würde sie am liebsten den Wolkenvorhang zerreißen, um zu sehen, was hinter den Monts d'Arrée liegt.

DIE INSEL IM LANDESINNEREN

✓ Acht Monate zuvor war Marguerite in diesem verlorenen Nest angekommen, regen- und windgepeitscht und eingeklemmt zwischen einem Wald und einem Wildwasserbach, der fauchte wie ein gefährliches Raubtier. Am Tag ihrer Ankunft stellte sie der Schuldirektor vor wie eine von ihrem Olymp herabgestiegene Göttin, und sofort war sie dem ganzen Kollegium verhasst. Sie verkörperte die snobistische, selbstgefällige Pariserin, eine Anomalie in dieser Gegend hier.

Dabei war sie gewarnt worden. »Die Bretagne abseits der Küsten, das ist so eine Art Insel«, hatte ein bretonischer Freund gesagt, »eine in sich abgeschlossene Welt, du wirst sehen, da kommt man nicht so einfach rein und hinterher kaum noch raus.«

Was für eine blödsinnige Idee, eine Vertretungsstelle in diesem verschlafenen Lycée anzunehmen, hatte Marguerite beim Anblick des grauenhaften Siebzigerjahre-Baus gleich am ersten Tag in Bois d'en Haut gedacht. Dieses Dorf, das bei jeder Erfassung weniger Einwohner zählte, mit seiner Kirche inmitten des Friedhofs und seinen Bewohnern, die sich in ihren länglichen Häusern mit grauen Ziegeldächern und winzigen Fenstern verkrochen, wirkte wie vor Ewigkeiten dort hingepflanzt und

von aller Welt vergessen, weit weg vom *bretonischen Wunder* und dem *dynamischen Küstenleben*, das die Reiseführer anpreisen.

Was hat sie hierher getrieben?

Ist sie nur ihrem Mann gefolgt, dem berühmten Schriftsteller, der aufgebrochen ist, um seine Lust am Schreiben wiederzufinden?

Wenigstens ist er nicht *ihr* gefolgt, auf die Spuren einer Vergangenheit, die irgendwo unter dem Granit verborgen liegt.

Sie unterrichtete Literatur an der Sorbonne, er war gefeierter Krimiautor. Sie waren Eltern – was für ein schrecklicher Ausdruck –, und den Takt ihres Lebens bestimmten Lillys jährlicher Schuljahresbeginn und das Erscheinen von Raymonds neuem Roman. Normalerweise kamen im Spätsommer die Lektoratsanmerkungen zu seinem Manuskript, aber in diesem Jahr hatte er nichts zustande gebracht, und so lag er die meiste Zeit im Wohnzimmer auf dem Sofa, blätterte in Automagazinen und wurde immer depressiver. Abend für Abend erkannte Marguerite an seiner düsteren Miene, dass er wieder keine einzige Zeile geschrieben hatte. Also brachte sie ihm Prospekte von horrend teuren Schriftstellerresidenzen, die mit Slogans wie *Entfesseln Sie Ihre Kreativität!* oder *Versöhnen Sie sich mit dem verborgenen Engel in Ihnen* warben und regelmäßig im Papierkorb landeten.

»Warum ziehen wir nicht einfach in die Bretagne?«, hatte sie eines Abends gesagt, leicht überrascht von ihrem eigenen Wagemut.

Raymond hatte die Augenbrauen hochgezogen.

»In die Bretagne? Warum nicht gleich nach Island?
Du hast vielleicht Ideen.«

»Du gehst doch ein hier, du brauchst Luft, Natur.«

Raymond sah von seiner Zeitung hoch.

»Aber du kannst doch Natur nicht ausstehen! Seit zehn Jahren flehe ich dich an, dir Wanderschuhe und eine Regenjacke zu kaufen und deine Kaschmirmäntel im Schrank zu lassen. Und Tiere magst du eigentlich nur in Form von Handtaschen und Pelzstiefeletten. Und deine Frisur, hast du mal daran gedacht? Meinst du, die hält dem bretonischen Wetter stand?«

War Marguerite wirklich das eitle und oberflächliche Wesen, das ihr Mann da beschrieb? Zugegeben, sie hatte immer in den schickeren Vierteln von Paris gewohnt. Und es stimmte, dass sie unruhig wurde, wenn sie zwei Tage lang nicht zu ihrer Buchhändlerin in Saint-Germain-des-Prés oder zu ihrem Friseur konnte, der sie in seiner Wohnung mit currygelben Wänden empfing, oder zu ihren Freundinnen aus der Gymnastikgruppe. Doch sie hatte auch eine bahnbrechende Dissertation über die Verwundbarkeit des Lebenden bei Rilke geschrieben, begleitete die Arbeiten zahlreicher Studierenden und hatte in diesem Jahr ein erfolgreiches Kolloquium zum Thema Vertikalität im Werk von Poe geleitet. Getroffen, aber nicht versenkt, ging sie zum Gegenangriff über.

»Du weißt, dass Lilly Asthma hat und mir der Kinderarzt schon lange in den Ohren liegt, weil ihr die schmutzige Luft hier nicht bekommt.«

Es war ein Schlag unter die Gürtellinie gewesen, und er hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Lilly war kein ruhiges Stadtkind. Sie war ständig in Bewegung, hangelte sich an Treppengeländern entlang, balancierte auf Mäuerchen, kletterte Laternenmasten hoch und wollte selbst an Regentagen unbedingt in den Park gehen. Und sie hatte oft ein Pfeifen auf der Lunge. Raymond konnte kaum widersprechen: Ihre Tochter ging in Paris zugrunde.

Eines Abends nach dem Unterricht hatten sie Sack und Pack in den Kofferraum des Jeep Cherokee gestopft, die Hälfte von Marguerites Sachen in ihrem begehbaren Kleiderschrank und in ihrer Wohnung einen entzückten Untermieter zurückgelassen und waren losgefahren in Richtung Westen. Für den Preis, den man in Paris für eine Einzimmerwohnung zahlte, hatten sie ein imposantes Herrenhaus gemietet, das mit seinen dicken Mauern und den kleinen Fenstern einer Festung glich und dessen Zimmer gefühlt nie warm wurden. Sie vermiete das Haus nicht wegen des Geldes, sondern damit es nicht verfiel, erzählte ihnen die Besitzerin stolz.

»Wissen Sie, hier geht ja alles kaputt, wenn nicht geheizt wird.«

Und als würde es das bröselige Gemäuer im Wert steigern, hatte sie noch hinzugefügt, in diesem Haus sei ihre Mutter und zuvor auch schon ihre Großmutter gestorben. Marguerite hatte als Erstes die Fenster aufgerissen, weil es nach Mottenkugeln und Bohnerwachs stank, und dann das Kruzifix, die Heiligenporträts und die anderen

Gemälde der Familie von den Wänden genommen und in den Schuppen verbannt. Mit dem sterbenden Jesus zusammen zu Abend zu essen, das kam gar nicht infrage, geschweige denn mit zwei irren Alten mit miesepetrigem Gesicht. Als das erledigt war, im Kamin ein schönes Feuer brannte, auf dem kalten Fliesenboden ein paar Teppiche lagen und der Ölofen auf voller Stufe schnurrte, zeigte sich das Haus von seiner angenehmeren und regelrecht gemütlichen Seite.

So überschwänglich wie Marguerite aufgebrochen war, so schnell hatte ihre Begeisterung einen Dämpfer bekommen. Sie fühlte sich eingeeengt hier in diesem Finistère – *là où finit la terre*, wo die Erde endet –, so als würde sie hier auf diesem undankbaren Flecken Erde festsitzen. Alles hier verursachte ihr Beklemmungen, die üppigen Hortensienbüsche am Eingang jedes Dorfes und das feuchte grüne Moos, das sämtliche Böden, Mauern und Bäume und selbst die Verkehrsschilder überzog. Nichts wurde hier je warm und trocken, schien es, weder der Boden noch die Luft und nicht einmal die Bettlaken, die immer eiskalt und klamm waren, wenn sie am Abend darunterkrochen.

Seit ihrer Ankunft sah Marguerite jeden Abend im Fernsehen, wie die adrette Wettermoderatorin in ihrem Etuikleid überall strahlende Herbstsonne ankündigte – überall, außer an der Spitze der Bretagne, die mit einer grauen Wolke tätowiert zu sein schien, oft mit gestricheltem Regen darunter. Und kein Wort des Mitgefühls für die Franzosen, die zu Wachsjacken und Regenstiefeln

verdammt waren, während alle anderen auf der Terrasse plauderten. Marguerite fragte sich, wie die Leute aus der Gegend diese tägliche Demütigung wohl aufnahmen: neidisch, gleichgültig oder voller Stolz darauf, anders zu sein? Besaßen sie irgendein Gen, um diesem Klima zu trotzen, eine dickere Haut oder einen Panzer? Sie hatte gelesen, dass dieser Landstrich sämtliche Rekorde hielt: Alkoholismus, Selbstmorde, paranoide Wahnvorstellungen. Noch mehr als der Regen schlugen ihr die Einwohner mit ihren kalten Händen aufs Gemüt, schwermütige und gleichgültige Schweiger, die hinter ihren geschlossenen Fensterläden lauerten und einen andauernd zu beobachten schienen.

Am Tag nach ihrer Ankunft, einem vernieselten Samstagvormittag, war sie in den kleinen Supermarkt gegenüber vom See gegangen, der von einer alten Dame mit Dutt geführt wurde, der Witwe Tanguy. Der beige geflieste Laden und seine Inhaberin, deren spöttische Stille gallig grün zu leuchten schien, waren ihr sofort zuwider gewesen. Sie hatte sie trotzdem mit ihrem schönsten Lächeln begrüßt und ihren Einkaufskorb mit den teuersten Sachen vollgeladen in der Hoffnung, sich bei ihr beliebt zu machen. Marguerite achtete seit ihrer Jugend streng auf ihre Ernährung und mied Fleisch, Zucker und Fett, was im Land von Schweinefleisch und gesalzener Butter gar nicht so einfach war. Voll Abscheu sah die Alte zu, wie sie ihr Körbchen mit Karotten, Zucchini und Olivenöl füllte, und antwortete mit geradezu sadistischer Freude, nein, sie verkaufe keinen Joghurt

mit null Prozent Fett, keinen Rucola und erst recht keine Sojamilch, *so etwas gibt es hier nicht.*

Fünf Minuten später begann draußen ein lang gezogenes Hupen. Ihr Wagen stehe auf einem Behindertenparkplatz, pflaumte die Witwe Tanguy Marguerite an, sie müsse sofort umparken! Förmlich frohlockend stand die Alte vor ihr, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Marguerite entgegnete, sie habe gar kein Schild gesehen, und außerdem seien ansonsten alle Parkplätze frei, der andere Wagen habe freie Auswahl. Jetzt wurde die Ladentür aufgestoßen, und während der Fahrer weiter hupte, baute sich die Beifahrerin vor Marguerite auf und keifte:

»Sie haben auf diesem Parkplatz nichts zu suchen, fahren Sie sofort da weg!«

Dann schwenkte sie ihren Behindertenausweis, als hätte sie eine Olympiamedaille gewonnen. Marguerite musterte die Frau, deren halb von der Kapuze verdecktes Gesicht von Regen überströmt war. Die sollte behindert sein? Sie sah genauso wenig danach aus wie ihr Mann, der sich jetzt wütend hinter dem Steuer hervorzwängte. Eine Handvoll Nachbarn hatten sich trotz des Regens von Hupen und Gezeter aus ihren Häusern locken lassen.

Angesichts dieser feindlichen Meute hätte wohl jeder seine Einkäufe stehen lassen und das Weite gesucht. Nicht so Marguerite.

»Wenn Sie erlauben, würde ich zuerst gern meinen Einkauf beenden«, hatte sie der Verkäuferin mit einem breiten Lächeln geantwortet und ihren skandallüsternen Blick ignoriert.